

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 245

Artikel: Alle zehn Jahre neue Konzepte
Autor: Hornung, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alle zehn Jahre neue Konzepte

In welche Richtung soll sich die St.Galler Schule für Gestaltung mit ihrer Höheren Fachschule entwickeln?

Im Abstand von zehn Jahren kommen immer wieder neue Vorschläge auf den Tisch. Ein Rückblick.

von René Hornung

«Schon rund dreissig Jahre dauert der Kampf gegen den Abbau an der Schule für Gestaltung», fasst der Künstler Josef Felix Müller das Engagement der Freunde der Schule zusammen. Blickt man auf die Geschichte zurück, stösst man im Abstand von zehn Jahren auf immer wieder neue Diskussionen.

Die Gründerzeiten liegen weit zurück: Weil die Schweizer Industrie und das Gewerbe an der Weltausstellung von Wien 1873 feststellten, dass die technische und formale Qualität der Schweizer Produkte im aufkommenden internationalen Wettbewerb nicht mehr genügten, kam der Ruf nach besserer Ausbildung auf. Als Folge dieser Debatten wurden – so das Historische Lexikon der Schweiz – überall Kunstgewerbeschulen gegründet. In St.Gallen bestand als Vorläufer seit 1783 eine Zeichenschule.

Rund hundert Jahre später entstanden aus diesen Zeichenschulen die Kunstgewerbeschulen, die meisten mit einem direkten Bezug zur lokalen Industrie. Ab Mitte der 1860er-Jahre werden in St.Gallen Mode- und Textilzeichner ausgebildet. Als der Bund ab 1884 die Kunstgewerbeschulen subventioniert, aber auch kontrolliert, entstehen Fachklassen für gestalterische Berufe, Lehrwerkstätten und Nähateliers. In diesen Jahren weiht die St.Galler Textil- und Stickereiindustrie 1886 ihren «Palazzo Rosso» an der Vadianstrasse ein – das heutige Textilmuseum. Das Haus war nicht zuletzt eine Ausbildungsstätte. Die ersten Baupläne stammten übrigens vom Zürcher Landesmuseum-Architekten Gustav Gull.

Die aktuellen Diskussionen um die Bedeutung der Schule beziehen sich immer wieder mal auf diese Gründerzeit. In St.Gallen besuchten später bekannte Künstlerinnen und Künstler den Unterricht: Sophie Taeuber-Arp 1907–1914 oder Varlin (Willy Guggenheim) 1919–1921. Zu den wohl bekanntesten Lehrern gehörten zwischen 1892 und 1897 Emil Nolde und ab den 1960er-Jahren Clément Moreau (Carl Josef Meffert).

Die Ausbildung im Lehrbetrieb und im begleitenden Schulunterricht ist seit 1930 in der noch heute bekannten Form geregelt. Dies brachte den Kunstgewerbeschulen neue Ausbildungsaufgaben: Von der Schaufenstergestalterin bis zum Goldschmied wurden fast 50 Berufe betreut. In St.Gallen besuchten Lehrlinge aus 28 Berufen die Gewerbeschule – heute sind es noch ein Dutzend Berufe.

Die Schule am Blumenbergplatz

In den 1960er-Jahren standen Namens- und Statuswechsel an. Aus den Kunstgewerbeschulen wurden die Gestaltungs-Hochschulen. Max Bill hatte 1963 diesen Schritt auch für die Zürcher Ausbildungsstätte gefordert, stiess damit aber auf breiten Widerstand. Die Diskussionen verstummten allerdings nicht. In St.Gallen führten diese Debatten ab 1964 zu einer anderen Weichenstellung: zum ersten eigenständigen gestalterischen Vorkurs, der rasch zum grossen Erfolg wurde. Schon sechs Jahre später wurde er in drei Parallelklassen geführt, denn ohne Vorkurs kam man kaum in eine Fachklasse. Auch immer mehr Lehrbetriebe machten ihn zur Voraussetzung für eine Berufsausbildung. Und parallel wurde eine gestalterische Fachklasse mit bis zu 18 Schülerinnen und Schülern geführt.

Um diese Jahre ranken sich Legenden. Die Schule bekam am Blumenbergplatz ihr eigenes Haus. Im Vorkurs und der Fachklasse Grafik lehnten sich die Inhalte unter anderem an Max Bill und die Lehrgänge der Hochschule für

Gestaltung in Ulm an. Regional bekannte Künstler unterrichteten, darunter Köbi Lämmli, der die Textilplastik, den nach ihm benannten Brunnen auf dem Kornhausplatz beim Bahnhof schuf. Und Architekt Max Graf, der selbst zu den ersten Schülern von Max Bill gehörte.

Keine zehn Jahre später intervenierte der damalige Rektor der gewerblichen Berufsschule, Norbert Bischof. 1970 verfasste er mit Blick auf das bereits in der Planung steckende neue Schulhaus im Riethüsli eine «Studie zur Reorganisation der kunstgewerblichen Abteilung der Gewerbeschule». Er forderte eine Aufwertung, die Einführung der Berufsmittelschule und eine Umbenennung in Schule für Gestaltung. Nötig sei ausserdem eine schweizweite Koordination unter den Ausbildungsstätten: Jede sollte sich auf einige Schwerpunkte konzentrieren.

Für St.Gallen forderte die Studie neben der Grafikausbildung die Wiedereinführung des inzwischen nach Zürich abgewanderten Lehrgangs Typografische Gestaltung in einer Fachklasse. St.Gallen habe hier eine reiche Tradition und ideale Voraussetzungen. Darüber hinaus müsse «überlegt werden, ob die Kunstgewerbeschule nicht auch eine Aufgabe im gestaltenden Sektor der Textilindustrie zu übernehmen hätte». Auf der anderen Seite war man bereit, Ausbildungen an andere Institutionen abzugeben, etwa jene der Schaufensterdekorateure, der Fotografen oder der Gold- und Silberschmiede.

Höhere Fachschule und neue Trägerschaft

Wieder dauerte es bloss zehn Jahre, bis die nächste Umstrukturierungsdiskussion einsetzte: 1981 wollte der damalige Teamleiter der St.Galler Grafikfachklassen, Hansruedi Buob, die Ausbildung zum Visuellen Gestalter auf «Technikumsebene» aufwerten, was den heutigen (Fach-)Hochschulen entsprach. Doch das Erziehungsdepartement blockierte diesen Schritt. Bis heute wird darüber diskutiert, ob man hier nicht eine wesentliche Weichenstellung verpasst habe. In den 1980er-Jahren wurden nämlich die Schulen in Zürich, Basel, Luzern und jene von Genf und Lausanne zu Hochschulen. St.Gallen blieb bei der «Höheren Fachschule», deren Zutrittschürden etwas tiefer sind – die beispielsweise keine Matura verlangt (mehr dazu ab Seite 15).

Ein neuer Wirbel entstand, als 2003 der Kanton die Trägerschaft der gewerblichen Berufsschulen und damit auch die Schule für Gestaltung übernahm. Die damalige städtische Schuldirektorin, Liana Ruckstuhl, protestierte beim kantonalen Amt für Berufsbildung, dass die neuen Vorgaben für die Schule für Gestaltung praktisch deren Aus bedeuteten. Sie warnte davor, dass «nur ein Vorkurs und massiv überbeuerte Weiterbildungslehrgänge» übrig bleiben würden.

In einem ganzseitigen Zeitungsinserat forderten 200 prominente Personen und die Gruppe Gestaltung und Kunst (GuK): «Kein Abbau an der Schule für Gestaltung» und sammelten Petitionsunterschriften. Wieder wurde die Aufwertung zur Fachhochschule gefordert – wieder ohne Erfolg, weil diesmal Regierungsrat Hans Ulrich Stöckli davon nichts wissen wollte. Und als der Kanton 2007, vier Jahre später, die St.Galler Schule für Gestaltung in die Abteilungen Grund- und Weiterbildung aufteilte, setzte bereits die nächste Protestwelle ein.

Streit ums Schulgeld

Seit der Übernahme durch den Kanton gab es auch Auseinandersetzungen um das höhere Schulgeld. Unter der früheren Trägerschaft kostete der Vorkurs für Stadtbewohner 3300 Franken und doppelt so viel für Kantonseinwohner. Mit der Übernahme durch den Kanton fielen die städtischen Verbilligungen weg. Zusätzlich erhöhte der Kanton die Schulgelder weiter, was allerdings zu einer Klage führte. Schliesslich setzte das Kantonsparlament vor zwei Jahren die Kosten für den Erwachsenen-Vorkurs auf 6'500 Franken für den einjährigen Vollzeitkurs und auf 9'750 Franken für den zweijährigen, berufsbegleitenden Kurs fest. Die Regierung wollte zuerst doppelt so hohe Schulgelder verlangen.

Der öffentlichen Kontroversen nicht genug: Als 2013 Thomas Gerig, der Leiter der Weiterbildung, entlassen wurde, war die Schule für Gestaltung wieder in den Schlagzeilen. Gerig hatte sich unter anderem gegen die höheren Vorkursgebühren eingesetzt. Diesmal machte der Freundeskreis der Schule mobil. An einer Veranstaltung in der Lokremise plädierten Künstler und Lehrer, darunter Josef Felix Müller, Hansjörg Bachmann und Norbert Völkle, für eine aus der gewerblichen Berufsschule herausgelöste Ausbildungsstätte. Seither geistert als mögliches neues Schulhaus das Zeughaus auf der Kreuzbleiche durch die Köpfe.

René Hornung, 1948, ist Journalist beim Pressebüro St.Gallen.

Mehr zum Thema im Märzheft von Saiten (*Dichter Nebel im Osten*) und auf Saiten-Online (saiten.ch/die-kultur-rueckt-zusammen).



JONAS NIEDERMANN

Zwölf Buchstaben, zwölf verschiedene Schriften, zwar kein gemeinhin «lesbarer» Text, aber formale Vielfalt: Jonas Niedermann fasziniert das unerschöpfliche Repertoire an Schriftvarianten. Ob plakative Letter oder buchtaugliche Lesetextschrift: Die hier verwendeten Buchstaben stammen allesamt aus von ihm selbst entwickelten Schriften. Dazu gehören die Nicolas (das kleine «g») oder die Caligula (das «a» und «n» rechts), letztere nicht umsonst nach dem als brutal geltenden römischen Feldherrn benannt: Ihre Formen haben etwas Aggressives. Wie weit kann man gehen zwischen Lesbarkeit und Eigenwilligkeit – das sei eine der Fragen, die sich ihm bei der Caligula stellten. «Schriftdesign heisst unter anderem: Lösen von optischen Problemen.»

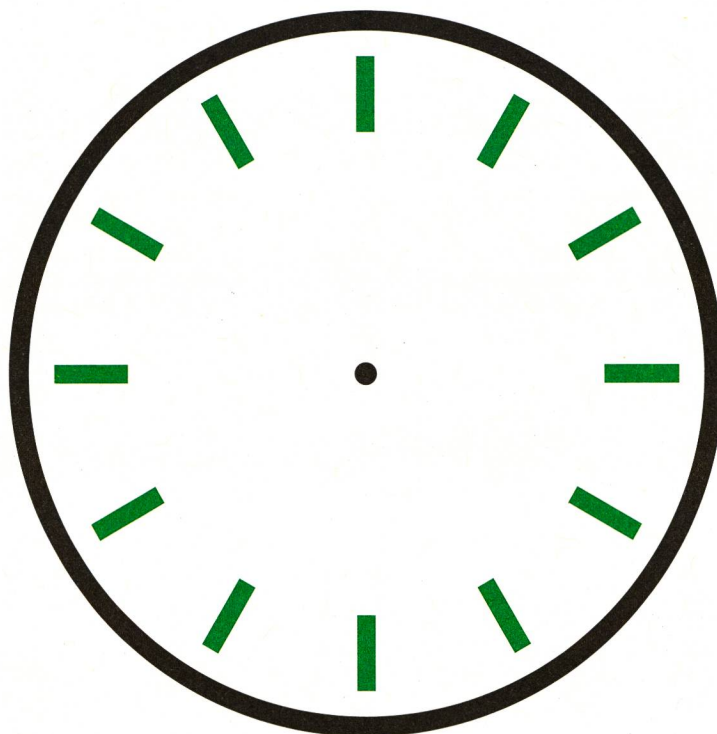
Der heute 32-jährige Jonas Niedermann hat sich früh darauf spezialisiert. Den Anstoss gab nach dem Studium an der Zürcher Hochschule für Gestaltung und Kunst seine erste Stelle bei der St.Galler Agentur TGG: Dort ging es darum, die von Jost Hochuli entwickelte Schrift Allegra zu digitalisieren, daneben wirkte er u.a. bei der Gestaltung von Typotron-Publikationen mit, etwa dem Heft über Albert Nufer. Seither brennt ihm die Buchstabenwelt «unter den Nägeln», wie er sagt. Er schloss nach rund fünf Jahren bei TGG einen CAS in Schriftgestaltung in Zürich an und anschliessend ein Masterstudium in Type Design im englischen Reading – einer von drei Universitäten weltweit, die diese Ausbildung anbieten. Hier studierte er mit Leuten aus aller Welt, kam

mit nicht lateinischen Schriftsystemen in Berührung, musste sich als «der Schweizer» mit dem landestypischen Hang zu strengen Schriftbildern manche Kritik anhören – und sagt heute: «Ich finde es entscheidend, wegzugehen und mit neuen Erfahrungen zurückzukehren.» Gegenwärtig hat Jonas Niedermann ein 60-Prozent-Pensum als Assistent am Bachelor-Studiengang Visuelle Kommunikation der ZHdK inne und ist daneben selbständig. Jüngste Arbeit war das Buch *Why Hong Kong*, eine Publikation des Connecting Space der ZHdK. Neben dem eigenen Studio führt er mit Jost Hochuli und Roland Stieger die Schriftfirma abclitera. Sie vertreibt Hochulis Allegra, Stiegers Alena und Niedermanns Nicolas.

Schriftformen: Das ist, wenn Niedermann erzählt, ein abenteuerlicher Trip in Mikrobereiche. So wird ein einzelner Buchstabe in tausendfache Pixel zerlegt: «Haarspalterei» im Wortsinn, sagt Niedermann. Und dies wiederum hundertfach, denn eine vollständige Schrift umfasst pro Schnitt mindestens 700 Buchstaben und Sonderzeichen, in minimal vier, zumeist aber mehr Schnitten. Sie auszutüfteln, ist eine Riesenarbeit, bei der Aufwand und Ertrag in keinem Verhältnis stünden. Eine «nerdige» Passion also, wie er selber es nennt – die er mit Erfolg zur Profession gemacht hat. (Su.)

niedermann.org
abclitera.ch

Ort, Datum



Name

BUREAU COLLECTIVE

«Aufgeräumt»: Das Wort gilt für die Räume an der St.Galler Unterstrasse, die Ollie Schaich mit Bureau-Partner Ruedi Zürcher (der zurzeit in den USA ist) teilt. Und es gilt für den Stil des Bureau Collective. Man kennt ihn etwa von den Plakaten des Theaters St.Gallen, die das Bureau Collective zwei Spielzeiten lang gestaltet hat mit jenen schrägen Formen, die dem Theaterbau nachempfunden waren. Oder von der Kampagne zur Reithallen-Abstimmung – eine Auswahl davon hat es unter die 100 besten Plakate aus Deutschland, Österreich und der Schweiz geschafft. Vom Erscheinungsbild des Kafi Franz. Von der jüngsten CD von Kaltehand/Natasha Waters. Oder von Publikationen der Modedesignerin Stefanie Biggel.

Eigenständig, auf den Kunden zugeschnitten, stringent, einfach, typografisch klar: Das sind Stichworte, die Ollie Schaich nennt, wenn er den Stil des Bureaus beschreiben soll. Sie bestätigen sich auch bei kleineren Projekten: Zum Beispiel Einholz – feine hölzerne Visitenkarten für einen Schreiner, jede ein Unikat, karg und doch sinnlich. Oder das «Corporate Design» für ein Architekturbüro: eine auf den ersten Blick nüchtern wirkende serifenlose Schrift, die auf den zweiten Blick ungemein präzise auf die Drucksachen plaziert ist. Solche Lösungen zu finden, sei so spannend wie zeitintensiv. Jede Aufgabe ein weisses Blatt, das Thema muss gären, Stichworte werden notiert, es folgen Skizzen von Hand, schliesslich die detaillierte Umsetzung: So beschreibt Ollie Schaich den Arbeitsprozess. Nichts für die rasche Copy-Paste-Genera-

tion. Das Gefühl für «aufgeräumte» Gestaltung bekomme man in der Schweiz mit auf den Berufsweg, findet Ollie Schaich. Sein eigener Weg begann als Polygraf, anschliessend schnupperte er Agenturluft, bildete sich weiter in visueller Kommunikation an der St.Galler Schule für Gestaltung und kam dort mit den heutigen Saiten-Grafikern Kasper-Florio in Kontakt. Eine Ateliergemeinschaft entstand in der dem Abbruch geweihten alten Stadtgarage an der Teufenerstrasse: ein Ort zum Arbeiten, aber auch zum Festen, noch etwas unaufgeräumter als das jetzige Bureau, sagt er und lacht.

Heute reitet das Bureau Collective (sein Wahrzeichen ist der galoppierende Jimmy) mehrere Rösser. Kommerziellere Aufträge sichern das Einkommen; Beispiel sind die Verpackungen eines Pharmaunternehmens. Kulturelle Projekte böten mehr Freiheiten – aber auch viel Gratisarbeit. «Wir versuchen die Balance zu finden.» Sein Traum ist es, dereinst von Kulturprojekten leben zu können. Nicht reich werden – aber überleben. In der Ostschweiz stünden die Chancen dafür nicht schlecht. Die Konkurrenz sei weniger heftig als in Zürich, man kenne sich und gönne den andern die Aufträge. «Es gibt Arbeit für alle.» (Su.)

bureaucollective.ch